



Ingo Siegner hat „Kokosnuss“ und andere erfunden. Foto: Geils-Heim

Freude an Lesungen

Mehr als fünf Millionen Bücher hat Ingo Siegner bisher verkauft, dazu eine Million Hörbücher. Allein die Abenteuer seines kleinen Drachen Kokosnuss füllen 24 Bände und wurden in 13 Sprachen übersetzt. Ein Kokosnuss-Film wurde zum Kinohit, ein weiterer ist geplant, und derzeit läuft der kleine Drache als TV-Serie. „Hallo, wisst Ihr wer ich bin?“, „Du bist Ingo Siegner!“, „Du schreibst Bücher!“, Die Kinder rufen durcheinander, wollen los werden, was sie alles wissen: über den kleinen Drachen Kokosnuss und seine Freunde Oskar und Matilda, über Gustav und die anderen Erdmännchen oder über die Rattenkinder Eliot und Isabella. „Und du malst auch!“ Und mit dem Malen solle er gleich beginnen, wünschen sich seine Zuhörer bei der Lesung im Freizeithaus Vahrenwald. Kein Problem, meint der hannoversche Kinderbuchautor und erklärt, dass er immer mit der Nase anfangt. Heute allerdings im Sitzen, denn nach einer Operation mache ihm sein Knie noch zu schaffen, und er müsse derzeit zur Krankengymnastik, erzählt er. „Meine Mama auch“, gibt ein kleines Mädchen lautstark zum Besten. „Unten gibt's übrigens Kaffee und Apfelschorle. Mögt Ihr Kaffee?“ „Nein,“ kommt es im Chor aus rund 80 Kinderkehlen, „Apfelschorle!“ Und dann geht es los: Ingo Siegner malt sich selbst am Schreibtisch und macht daraus für die Kinder ein Ratespiel. Seine Zeichnung erzählt, wie die Maus, die sich in jedem seiner Bilder versteckt, in sein Leben gekommen ist. Eine fantasievolle, lustige Geschichte, die bei den kleinen Zuhörern auf lebhaftes Echo stößt. Spontan geht es hin und her, wird reagiert, geredet, erzählt und vorgelesen. Nicht nur dem Publikum macht die ganze Sache großen Spaß. Am Ende gibt es tosenden Applaus und am Signiertisch lange Schlangen. Die Kinder wollen ganz persönliche Widmungen, selbstverständlich ergänzt durch eine lustige Zeichnung. Freundlich und geduldig erfüllt der 52-Jährige die Wünsche seiner Fans. „Ich habe selber große Freude an Lesungen und improvisiere viel dabei. Toll finde ich immer wieder die Reaktionen der Kinder.“ Die Art, wie er die Buchvorstellungen gestaltet, habe sich mit der Zeit entwickelt und Ingo Siegner erzählt, wie er als Schüler seinen wesentlich jüngeren Halbgeschwistern Geschichten vorgelesen und auch selber welche erfunden habe. „Das hat mir viel Freude gemacht.“ Schon damals habe er mit verstellter Stimme gesprochen und immer

öfter seine Geschichten auch illustriert. „Anfangs hab ich aus Comics abgezeichnet, um mir das Zeichnen beizubringen. Dann kam immer mehr dazu. So toll hab ich es zuerst nicht gekannt. Aber Übung macht den Meister. Das sag ich den Kindern auch immer.“ Der Mann, der heute Millionen Bücher verkauft, stammt aus einer Arbeiterfamilie in Burgwedel, wo es keine gab. Seine Mutter starb, als er sieben Jahre alt war. „Ich kann mich erinnern, dass ich mich daraufhin zurückgezogen und mir Fantasiewelten ausgedacht habe.“ Den Bezug zu Büchern, zur Welt des Wissens, des Nachdenkens und der Philosophie habe er aber erst auf dem Gymnasium durch Schulfreunde bekommen, die aus anderen Milieus stammten. Gerade so schaffte Siegner das Abitur, absolvierte den Zivildienst und dann eine Lehre zum Sparkassenkaufmann – „dafür war ich aber nicht geeignet“ –, um anschließend, mit 23, für ein halbes Jahr als Au Pair nach Frankreich zu gehen. Nach seiner Rückkehr studierte er in Hannover und Mulhouse Geschichte und Französisch, und als er kein BAFöG mehr bekam, heuerte er als Kinderbetreuer bei einem hannoverschen Familien-Reiseveranstalter an. Insgesamt arbeitete er dort 12 Jahre lang. Auf einer dieser Reisen, 1994 nach Südfrankreich, gab es den entscheidenden Kick, erinnert sich Siegner: „Wir saßen unter einem Baum, und ich habe vor ungefähr 30 Kindern eine meiner Geschichten vorgelesen, erzählt und gezeichnet.“ Die Kinder waren begeistert. „Das war der Ursprung für meine Kinderbücher.“ Von da an schrieb und zeichnete Siegner abends nach der Arbeit Geschichten für Kinder, anfangs als Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenke im Familien- und Freundeskreis. „Wenn ich eine Geschichte richtig gut fand, bin ich in den Copy-Shop und habe sie als kleines Buch binden lassen.“ Schon damals hatte er die leise Hoffnung, sie irgendwann einmal veröffentlichen zu können. Das gelang erstmals 2002, mit „Kokosnuss und der Wal Kasimir“. Der schlanke Mann in Jeans und dezent meliertem Woll-Troyer erhebt sich vom Schreibtischstuhl und geht die paar Schritte durch sein sparsam aber schick eingerichtetes großes Büro. Er holt den Erstlingsband aus einer der beiden Glasvitrinen, kehrt zum Schreibtisch zurück und lächelt: „Das Büro habe ich mir von einer Innenarchitektin einrichten lassen“, verrät er fast ein wenig entschuldigend. Dass er inzwischen gut verdient, scheint ihm beinahe unangenehm zu sein. Vielleicht mit ein Grund, weshalb er außer Fahrrad immer noch seinen 20 Jahre alten verbeulten Polo fährt. Den kaufte er, als seine Frau, mit der er seit 16 Jahren zusammen ist, nach einem schweren Fahrradunfall 1 1/2 Jahre in der Reha in Hessisch Oldendorf war. „Ja, das ist unser einziges Auto. Und Geld – ich hatte ja nie viel.“ Erst seit sieben oder acht Jahren sei einiges mehr auf dem Konto, als er und seine Frau brauchen. Da habe er erkannt: „Geld zum Selbstzweck ist mir völlig unwichtig.“ Erstmals denke er sich die Steuern weg – und: „Ich zahle gern Steuern, habe auch nichts dagegen, wenn sie für höhere Einkommensgruppen erhöht würden. Obwohl, was der Staat mit dem Geld macht, gefällt mir teilweise nicht.“ Ja, es sei sehr schön, dass er nun für sein Alter und das seiner Frau vorsorgen könne. Man wisse ja nie, was noch alles passiert. „Doch an den Kapitalmärkten aus Geld noch mehr Geld zu machen, nur um des Geldes willen – das ist mir fremd.“ Auch mit Grund und Boden, Wasser oder anderen elementaren, endlichen Gütern dürfe nicht spekuliert werden, findet er. Da macht es ihm viel mehr Freude, andere an seinem Erfolg teilhaben zu lassen: „Gelegenheiten gibt es genug.“ Ehrgeizig? Nein, kommt es ohne zu zögern. Aber er sei fleißig und kooperativ und könne leider schlecht nein sagen. „Aber das lerne ich. Wir müssen alle nein sagen können, um Freiräume und mehr Ruhe für uns selbst zu bekommen“, sagt er und prangert die All-Erreichbarkeit per Handy an. „Ich mache abends mein Handy aus, und ich bin auch nicht in den Sozialen Netzwerken unterwegs.“ Ingo Siegner schenkt einen weiteren Becher Anis-Kümmeltee ein, auch frischer Ingwertee steht auf dem großen schwarzen Schreibtisch. „Zart, mild – einfach lecker!“ Der Blick fällt in einen parkartigen, grünen Hinterhof eines der schönen Gründerzeithäuser der Oststadt. Arbeiten und Wohnen findet im selben Haus statt, das eine im Erdgeschoss, das andere drei Stockwerke darüber. Dort lebt Ingo Siegner mit Ehefrau Yasemin. Die Künstlerin ist mit einem ausdrucksvollen abstrakten Tiporträt und mit einer fröhlich bunt bemalten bauchigen Teekanne im Büro präsent. Am Arbeitsplatz haben sie sich damals kennengelernt. Yasemin, ursprünglich studierte Sozialpädagogin, war beim selben Familien-Reiseveranstalter als Kinderbetreuerin tätig. Aus einer früheren Beziehung hat Ingo Siegner einen 26-jährigen Sohn, der in Bremen lebt. Eigene Kinder hat das Ehepaar nicht. Für seine kleinen Leser hat er aber noch zahllose Ideen für weitere Kokosnuss-, Gustav- oder Eliot-Abenteuer im Kopf. „Wichtig ist nur, dass die Kinder gleich spüren: Die Geschichten werden gut ausgehen“, sagt Ingo Siegner.

Eva Holtz

Neuigkeiten Wissenswertes Erfreuliches



Eine „Mitarbeiterin“: Therapiehund May. Foto: Michalczyk

Wohnbereich für Frauen mit Traumafolgestörungen

Dieser spezielle Wohnbereich für Frauen gehört zum Traumazentrum der Klinikum Wahrenndorff GmbH. Das Angebot dieser Einrichtung richtet sich an Frauen, die unter den Folgen und Symptomen von Traumatisierungen leiden. Ziele der Einrichtung sind u. a. Stabilisierung und Begleitung des Prozesses der Wiedereingliederung. Um den Bewohnerinnen bestmöglichen Schutz und Sicherheit zu bieten, ist der offene Wohnbereich lediglich über eine spezielle Freisprech-einrichtung zugänglich und somit für unangekündigte Besucher nicht ohne Freigabe des Personals zu erreichen. Ein multiprofessionelles Team kümmert sich um die 16 Bewohnerinnen. Die Frauen wohnen in acht Einzel- und vier Doppelzimmern, in der Regel ca. zwei bis drei Jahre lang. Die Bewohnerinnen verpflegen sich eigenständig und übernehmen nach Möglichkeit auch Organisation und Verantwortung bei der Strukturierung ihres alltäglichen Lebens. Bei Bedarf können sie sich der Unterstützung des Personals sicher sein. Durch frühe Traumatisierungen ist ihr Vertrauen in die Umwelt, sich selbst und andere Menschen stark erschüttert. „Eine validierende, wertschätzende Grundhaltung und eine konsistente, sicherheit-, halt- und strukturgebende Umgebung stellen die Grundvoraussetzung für eine psychische Gesundheit dar“, sagt Heileiterin Eyleen Besser. Neben einer psychologischen Sprechstunde und Wochengesprächen mit dem traumaspezifisch geschulten Pflegepersonal bietet das Gruppenkonzept (Psychoedukations- und Achtsamkeitsgruppe, GSK, Skills-Training und eine tiergestützte Gruppe mit Therapiehund) den Bewohnerinnen die Möglichkeit therapeutischer Unterstützung im Alltag. Zusätzlich zu diesen Angeboten sind die Bewohnerinnen an ambulante Psychotherapeuten angebunden. Begleitete Einkäufe gehören ebenso zum Wochenprogramm wie Ergotherapie, die Kochgruppe („Heldinnen am Herd“) und gemeinsame Aktivitäten. Viele Bewohnerinnen besuchen die Arbeitstherapie, manche studieren, holen einen Schulabschluss nach, absolvieren Praktika und nutzen die Möglichkeit Perspektiven zu entwickeln. Das Konzept des Wohnheims bietet den Frauen die Möglichkeit, sich schrittweise zu stabilisieren, in geschütztem Umfeld therapeutisch zu arbeiten und ihre Ressourcen und Fähigkeiten (wieder) zu entdecken – mit dem Ziel, ein selbstbestimmtes, eigenständiges Leben zu führen.

Eyleen Besser, M. Sc. Psychologin, Heileitung

Über Depression muss geredet werden!

„Meine Tochter hat damals gemerkt, dass mit mir irgendetwas nicht stimmt, aber ich wollte es nicht wahrhaben“, sagt die 63-jährige Gabriela B. Das war vor vier Jahren. Die gelernte Drogistin und Bürokauffrau, die damals in einem Pflegeheim als Pflege- und Betreuungshelferin für Demenzerkrankte arbeitete, war plötzlich über-euphorisch geworden und hatte begonnen, sich in eine Traumwelt zu verlieren. Warum sie krank wurde, kann sie sich heute nicht erklären. Im Alter von 53 Jahren war sie in die Pflege gewechselt, und sie liebte diesen Beruf. „Ich habe das sehr positiv erlebt. Es waren ganz liebe Menschen mit einem feinen Gespür, und ich habe sehr gern mit ihnen gearbeitet.“ Vielleicht war es die Angst vor Altersarmut, vielleicht der viel zu frühe Tod ihrer ältesten Schwester, der die ganze Familie traumatisiert hatte. Vielleicht war es auch die Erschöpfung: Sie hatte ihr Leben lang „funktioniert“, war angepasst und scheinbar fröhlich gewesen und hatte es allen immer Recht machen wollen, ohne dabei je auf sich selbst zu achten. Verstehen kann sie das, was mit ihr geschah, dennoch nicht. Nach der Euphorie – ein sehr angenehmer Zustand, sagt sie, der allerdings kurz war – verlief Gabriela B. in eine tiefe Depression. Sie sprach nicht mehr, war unfähig für die kleinsten Alltagstätigkeiten, aß und trank kaum noch und war gemartert von Suizidgedanken. „Ich hatte mit dem Leben abgeschlossen und überlegte ständig, wie ich es tun könnte: Pulsadem aufschneiden, vor die Straßenbahn laufen oder Medikamente nehmen ...“ Ihre in Hamburg lebende Tochter (damals 29) verstand den Hilferuf und brachte ihre Mutter Anfang 2014 in eine psychiatrische Klinik. Doch deren Zustand besserte sich nicht. Außer mit der Tochter, die täglich anrief, verweigerte sie jede Kommunikation. „Ich wollte nichts mehr, fühlte nichts mehr und hatte mit dem Leben abgeschlossen. Ohne meine Tochter wäre ich wohl tatsächlich vor der Straßenbahn gelandet“, sagt Gabriela B. „Heute denke ich: Was hätte ich dem Fahrer damit angetan! Schrecklich!“ Über ihre Betreuerin kam sie ein Jahr später ins Klinikum Wahrenndorff, in den Wohnbereich Güntherstraße in Waldheim. „Dieser engagierten Frau habe ich viel zu verdanken. Hierher zu kommen, war das Beste, was mir in der schweren Krankheit passieren konnte. Hier waren so viele, die sich sehr um mich kümmern haben. Zu Frau S., die damals ihr Freiwilliges Soziales in der Güntherstraße absolvierte, habe ich immer noch Kontakt.“ Doch der Zugang zu dieser in tiefer Depression versunkenen Frau, der die bewährten Medikamente wenig halfen, blieb zunächst schwierig, und die Besserung kam nur sehr langsam. Gabriela bekam Vitamin D, denn man hatte einen schweren Mangel bei ihr festgestellt, und gegen die Rückenschmerzen halfen Akupunktur und eine andere Matratze. Doch vor allem die vielen Gespräche mit der Psychologin des Wohnbereiches, die Teilnahme an den täglichen Spaziergängen, an der Backgruppe und an anderen therapeutischen Angeboten weckten nach und nach wieder ihren Lebensmut. „Frau P. hat es mit viel liebevoller Geduld geschafft, mir einige Ängste zu nehmen. Sie hat mir auch klar gemacht, dass ich so wie ich bin, in Ordnung bin; dass ich wichtig bin und nicht, was andere über mich denken; auch, dass ich einiges in meinem Leben ganz gut hinbekommen habe.“ Nach der Realschule und einer anspruchsvollen Drogisten- und Bürokauffrausbildung arbeitete sie fast 20 Jahre als Beraterin großer Kosmetikkonzerne in Kaufhäusern und hat nebeher ihre Tochter alleine groß gezogen. Denn die Ehe war zerbrochen, als Tochter Nina neun Jahre alt war. Mit 53, einem Alter in dem manche schon an den Ruhestand denken, wechselte Gabriela B. in den Pflegebereich. „Ich hab mich immer neu erfunden“, sagt sie und kann heute sogar ein wenig stolz darauf sein. Nun ist sie wieder neugierig auf das Leben und möchte es ganz bewusst anders gestalten. „Sonntags bin ich immer in der Marktkirche, und ich gehe viel spazieren. Kürzlich war ich mit einer Freundin im Harz auf dem Wurmberg. In der Natur bekomme ich Kraft und Trost und bin von dem vielen Übel in der Welt abgelenkt. Warum zerstören Menschen diesen wunderbaren Planeten? Natur ist doch viel mehr Wert als Geld“, sagt sie und möchte jetzt vor allem kulturell viel unternehmen. „Ich habe mir einen ‚Aktivpass‘ besorgt, mit dem ich als Sozialhilfeeinpfängerin sehr günstig in die Oper und ähnliches gehen kann und habe schon wunderbare Aufführungen gesehen.“ Anfangs habe sie sich ein bisschen geschämt, aber: „Ich wurde überall sehr zuvorkommend behandelt und habe nur gute Erfahrungen gemacht. Ich bin so dankbar, dass es so etwas gibt!“ Ein Sozial-

Aus tiefster Depression in einen neuen Lebensabschnitt: Gabriela B. Foto: Giesel



Veranstaltungen im Klinikum Wahrenndorff.

28. Januar, 11–14 Uhr: Neujahrsempfang, Verwaltungspavillon, Ilten
12. Februar, 16:11 Uhr: Rosenmontags-Feier, DoG, Köthenwald
4. März, 10 Uhr: Frühlingsgefühl – Frühlingsbrunch, Dorff-Gärtnerei, Ilten
24. März, 14–16:30 Uhr: Ostermarkt „Ach Du Dickes Ei“, Köthenwald
30. April, 14–17 Uhr: Eröffnung Cafégarten, Dorff-Platz, Köthenwald



Am 28. Januar heißt es wieder: Neujahrsempfang im Klinikum. Foto: Reichenbach

Ambulante Psychiatrische Betreuung Kontakt: Christian Somol, Tel. 0511/70035511
Ambulanz Suchtmedizin-Sprechstunde Gartenstr. 19, 30161 Hannover, Terminvereinbarung: Tel. 0511/169331-0, Termin nach Vereinbarung
APS – Akademie für Pflege und Soziales GmbH, APS – Betreuer-/Angehörigenfortbildung zu Psychiatrie-Themen, Karlsruher Str. 2b, 30519 Hannover, Ansprechpartner: Cordula Schweiger, Tel. 0511/864754
Auftragsarbeiten in der Arbeitstherapie Ansprechpartner: Günther Poser, Tel. 05132/90-2551 oder poser@wahrenndorff.de
Café Sympatico Borgentrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Ansprechpartner: Anja Piehler, Tel. 0511/848953-15, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–18.30, Sa und So 11.00–17.00 Uhr
Bigelstube Köthenwald Wäre Gasse 4, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Katrin Ruhne und Doris Wollborn, Tel. 05132/90-2863, Öffnungszeiten: Mo–Do 8.00–12.00 und 12.30–16.00 Uhr, Fr 8.00–12.00 und 12.30–15.00
Cafégarten Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Sehnde, Kontakt: Anke Zeisig, Tel. 05138/7012110, geöffnet Mai–Oktober, Mo–Fr 14.00–21.00 Uhr, Sa–So 12.00–21.00
Café Kuckucksnest Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Kontakt: Sylvia Hengstmann, Tel. 05132/902514, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–17.00 Uhr, Sa–So 10.00–17.00 Uhr
Dorff-Gärtnerei-Ilten Schönder Str. 19, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Ludger Goeke, Tel. 05132/90-2681 oder dorffgaertnerei@wahrenndorff.de, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–18.00 Uhr, Sa 8.00–12.30 Uhr und So 10.00–12.00 Uhr
Dorff-Laden (Second-Hand, 96-Shop, Kiosk) Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 05132/90-2558, geöffnet Mo–Fr 8.00–12.00 und 12.30–16.30, Sa 9.00–12.00 Uhr
Epilepsie Selbsthilfegruppe, 1. Freitag im Monat: „Zwischenzeit“, Schaufelder Str. 11, Hannover, Ansprechpartner: Klaudia Bade, Tel. 0511/669088
Fahrradwerkstatt Wäre Gasse 4a, 31319 Köthenwald, Ansprechpartner: Thomas Jaunich und Lothar Brand, Tel. 05132/90-2712, geöffnet Mo–Fr 8.00–12.00 Uhr und 13.00–18.00 Uhr von Mai–Sep. (von Okt.–Apr. bis 16.30 Uhr)
Kaffeerunde für Ehemalige/Interessierte Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Wahrenndorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 05132/90-2412, Treffen jeden Do um 16.00 Uhr
Kunstwerkstatt Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Ansprechpartner: Annette Lechelt und Johanna Krause, Tel. 05132/90-2875, Öffnungszeiten: Mo–Do 08.00–17.00 Uhr, So 12.00–17.00 Uhr
Medikamenten-/Alkoholprobleme Frauengruppe, Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Wahrenndorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 05132/90-2306, Treffen jeden Dienstag von 17.00–18.30 Uhr
Seelsorge Büro PIA Köthenwald (Seminarräume), RWI Ilten, Pastoren: Hille de Maeyer 01751916727 und Ilka Greuning 05132/90-2219, Diakon Werner Mellettin 05132/90-2284
Sorgentelefon gebührenfrei und rund um die Uhr, Tel. 0800-8459390
Tagessstätte Parkstraße Parkstr. 16, 31275 Lehrte, Ansprechpartner: Yvonne Gruczuk, Tel. 05132/5027957, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–16.00 Uhr
Transkulturelles Zentrum für Psychiatrie und Psychotherapie Tagesklinik Linden, Schwarzer Bär 8, 30449 Hannover, Kontakt: PD Dr. Iris Graef-Callies, Tel. 0511/1231079-0
Traumambulanz Gartenstr. 19, 30161 Hannover, Ansprechpartner: Oliver Glawion, Tel.: 05132/90-3838
Veranstaltungs-Service Räume für Veranstaltungen, 20–200 Sitzplätze, Service u. Restauration auf Wunsch, Ansprechpartner: Nicole Koschinski, Tel. 05132/90-2202
Wa(h)renhaus Ilten Ferd.-Wahrenndorff-Str. 1, 31319 Sehnde, Tel. 05132/90-3384, Öffnungszeiten: Mo, Mi–Fr 8.00–16.30, Di 8.00–12.30



Dr. h.c. Horst Hirschler, Abt von Loccum und hannoverscher Landesbischof a. D., Loccum: Wenn ich etwas Verrücktes schildern sollte, das ich erlebt habe, fällt mir Folgendes ein: Ich bin ganz junger Pastor in Lüneburg, habe furchtbar viel zu tun und lasse mir ab und zu etwas einfällen, was die Johanneskirchengemeinde oder auch die Stadt aufregt. Eines Sonntags nach dem Gottesdienst bleibt die schon etwässältliche Direktorin des Mädchengymnasiums vor der Kirche stehen, fängt mich ab und sagt allen Ernstes: Sie werden mal unser Bischof werden. Ich schaue sie fassungslos an und denke: Die wird auch schon senil. Ich habe nur den Kopf geschüttelt und bin über die Straße ins Pfarrhaus gegangen. Jahrzehnte später treffe ich mich mit den damaligen Abiturientinnen in Lüneburg. Der alte Deutschlehrer ist auch dabei. Ich frage ihn, wie konnte die HasenclEVER damals auf solch eine Schnapsidee kommen? Da sagt er: Der Landesbischof Lilje war doch damals in der Johanneskirche aufgetreten, der hatte fast genau in Ihrem Stil gepredigt. Da kam das im Lehrerkollegium auf. Und, sagte er, sie hat ja recht gehabt: Sie sind's geworden.

Isabella Müller-Reinhardt, TV Sport-Moderatorin, Hannover: Verrückt kann gut und schlecht sein. Ich selber verwende den Begriff eher im positiven Sinne, wie komisch, lustig, schräg, schnill ... Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es beim Fernsehen viele gestörte Typen gibt: selbstverliebte Narzissten, Menschen mit Profildysphorien. Das sind meist Männer.

Prof. Dr. Georg Klaus, Architekt, Hildesheim/Hannover: Man erlaubt sich leider viel zu selten, verrückt zu sein. Wir sind so furchtbar verkopft und lassen es kaum zu, unserem Körper und unseren Emotionen Raum für Verrücktes zu geben. Als Kreativmuss man sich allerdings auch vom Gewohnten, Normalen lösen – das ist dann schon mitunter ziemlich verrückt. Ich denke, alles was jenseits der Norm ist, das ist das eigentlich Interessante! Was gerade gerückt ist, ist häufig belanglos.

Was ist ein Promi?

Brigitte F. (59): Ich finde Jan Josef Liefers toll. Da gucke ich auch immer den Tatort. Der sieht ja verdammt gut aus. Jaaa, den würde ich gern mal persönlich kennenlernen. Aber: noch lieber den Bergdoktor Dr. Martin Gruber, den Schauspieler Hans Sigl!

Heike F. (54): Ne, prominent will ich lieber nicht sein. Dann sitzen einem immer die Paparazzi im Nacken. Die Prominenten können einem fast leid tun – und die Ehepartner auch. Die leiden darunter auch.

Impressum
is' ja ilten!
Herausgeber: Klinikum Wahrenndorff GmbH
Gesamtkonzeption, Redaktionsleitung: Eva Holtz
Layout: Uml[ur]ch, Petra Laue, Matthias Höppner-Fidus
Fotos: Christian Burkert, Johann Geils-Heim, Joachim Giesel, Eva Holtz, Kloster Loccum, Maciej Michalczyk, Stefanie Reichenbach
Anschrieb der Redaktion: Klinikum Wahrenndorff, Rudolf-Wahrenndorff-Str. 22, 31319 Sehnde, Tel. 05132/902250, Fax 05132/902266 Internet-Seite: www.wahrenndorff.de e-mail: info@wahrenndorff.de is' ja ilten! erscheint vierteljährlich
Alle Personen, die hier zu Wort kommen oder erwähnt und mit vollem Namen genannt werden, sind ausdrücklich damit einverstanden.

is' ja ilten!

DAS PORTRÄT Ingo Siegner



BODY-WORKOUT Geseunde Unternehmenskultur



HOCHZEIT IM KLINIKUM Wir schaffen es!



PROMINENTE BEFRAGT Was ist verrückt?





Nach dem Dienst geht es für viele Beschäftigte erst einmal ins Fitness-Center des Klinikum Wahrendorff.

Foto: Giesel

Ich gehe glücklich und zufrieden hier weg

„Zack, kick, nach oben! Und das Bein nach außen hochziehen – und dann im Wechsel nach vorne und nach hinten!“, kommandiert Lukas Duda. Die Gesichter der sechs Teilnehmerinnen beginnen sich leicht zu röten. Dann kündigt der Sportwissenschaftler, einer der Therapeuten im Sporttherapie-Zentrum des Klinikum Wahrendorff, „Belastung“ an: auf dem Stepper hüpfen. Es trappelt im Takt. Fetzige Klänge aus der Musikanlage geben den Rhythmus vor. „Ist hier etwa die Heizung an?“, stöhnt eine der Teilnehmerinnen während einer kurzen Verschnaufpause. Nach einigen Durchgängen sind andere Übungen dran, und die sind nicht weniger schweißtreibend. Soll doch die Muskulatur des gesamten Körpers beim „Body-Workout“ durchgearbeitet werden – jeden Montag von 16.45 bis 17.30 Uhr.

Das Angebot ist Teil des Sportprogramms für Mitarbeiter des Klinikum Wahrendorff. Acht verschiedene Kurse zu unterschiedlichen Zeiten gibt es jede Woche: Laufen, Fitness, Physio-Fit, Fußball, Yoga und im Sommer Fahrradfahren. Etwa 150 Beschäftigte nehmen regelmäßig an diesen Kursen teil, meist an mehreren. So wie Rosita Pohl. „Ich mache außerdem Fitness und Laufen, und mit den Bewohnern spielen wir noch Badminton“, sagt die Pflegehelferin, die 61 Jahre alt ist, aber wesentlich jünger wirkt. 106 wolle sie werden, lacht sie: „Dafür muss ich was tun. Und das hier so etwas für uns Mitarbeiter angeboten wird, ist prima.“ Durch den Sport könne sie wunderbar abschalten, anschließend gut schlafen und fühle sich insgesamt ausgeglichener: „Ich gehe glücklich und zufrieden hier weg!“ Auch Olaf Schönefeld (50), heute der einzige männliche Kursteilnehmer, ist sehr froh über die Möglichkeiten, die das Sporttherapie-Zentrum bietet: „Das ist ein guter Ausgleich zum Job, und die Uhrzeit ist toll. Ich gehe direkt nach dem Dienst hierher und gebe so dem Sofa-Schweinehund erst mal keine Chance. Am Folgetag hab ich aber meist Muskelkater“, so der Heilerziehungspfleger und stellvertretende Heimleiter. „Ja“, sagt Trainer Lukas Duda, der alle Übun-

gen mitmacht und dabei selbst ins Schwitzen gekommen ist, „Body-Workout ist schon recht anspruchsvoll. Wer es etwas entspannter möchte, ist z. B. beim Physio-Fit richtig. Das ist mehr ein muskuläres Stabilisationstraining und vom Tempo und der Belastungsintensität her niedriger.“ Der Sportwissenschaftler fügt hinzu, dass man für Mitarbeiter, die im Schichtdienst arbeiten, extra am Vormittag und am frühen Nachmittag Kurse anbiete. „Auch für den individuellen Reha-Sport nach Operationen oder längeren krankheitsbedingten Ausfällen sind wir hier in der Sporttherapie qualifiziert.“ Weiter geht's auf dem Stepper – mit Gewichten und in Rückenlage. „Jetzt tun wir etwas für die Brustmuskulatur!“ Dann sind die unteren Bauchmuskeln dran, und anschließend kommen die Bodenmatten zum Einsatz. „Das sind die effektivsten Übungen für den kompletten Rumpf“, kündigt Lukas Duda an und macht die Sache vor. Nur auf Ellbogen und Zehenspitzen gestützt gilt es den Körper eine Zeitlang in der Waagerechten zu halten. „Tiefer das Gesäß und den Rücken gerade – und halten! Und dabei ruhig ein- und ausatmen!“ Keuchen und Stöhnen ist zu hören. „Ist ja beruhigend, dass er selber auch schwitzt“, frozelt eine Teilnehmerin und die anderen lachen zustimmend. Für Marketingmitarbeiterin Nicole Fiedler, die erst seit einem Jahr im Klinikum beschäftigt ist, war das umfangreiche und dazu kostenfreie Sportangebot ein Entscheidungsfaktor für diesen Arbeitgeber: „Ist doch toll, ich spare mir die Mitgliedschaft in einem Fitnessstudio! Und eine so qualifizierte und individuelle Anleitung muss man erst mal finden – und dann noch in Kombi mit kostenlosen Massagen! Eine Supersache, und das direkt am Arbeitsplatz.“ Die 30-Jährige nutzt das Sportangebot so gut sie kann – genauso wie ihre Kollegin aus dem Einkauf und dem Event-Management, Nicole Koschinski. „Ich bin hier quasi der Kurstester und habe fast bei allen schon mal mitgemacht“, lacht die 40-Jährige, die an drei Kursen teilnimmt. „Es tut gut und macht mir viel Spaß, vor allem auch wegen des menschlichen Miteinanders. Man lernt die Kollegen mal ganz anders kennen.“ Die 26-jährige Sozialpädagogin Elisabeth Wrogemann nickt und ergänzt: „Ich kann hierbei am besten beruflichen Stress wegarbeiten. Außerdem ist es ein schönes Gefühl, etwas für den Muskelaufbau zu tun.“ Sie lächelt: „Von hier gehe ich entspannt und mit freiem Kopf nach Hause.“

Eva Holtz

Wir schaffen es!

„Liebes Brautpaar, heute sorgen Sie mit einem ganz kleinen Wort dafür, Ihren weiteren Weg miteinander zu gehen“, sagt der Leitende Standesbeamte der Stadt Sehnde, Oliver Bartl, und erzählt eine Geschichte über die Zeit: „... weil nur die Zeit versteht, wie wichtig die Liebe im Leben ist.“ Und noch etwas gibt er Catrin H. und Mathias M. mit auf den Weg: „Heiraten ist nicht das happy end, sondern der Anfang. Und je mehr Liebe Sie geben, umso mehr Liebe werden Sie empfangen.“ Im Publikum wird das eine oder andere Tränchen gedrückt, als beide laut und deutlich das kleine Wort, „Ja!“ sagen und die Ringe tauschen. Dann unterschreibt die 38-Jährige zum ersten Mal mit „Catrin M.“. Ihr ein Jahr älterer Ehemann belohnt sie mit einem liebevollen Kuss, und es beginnt der Gratulationsreigen: Als erster der Trauzeugen des Paares, Diakon Werner Mellentin, der die beiden schon lange kennt und ohne dessen Unterstützung und die der Caritas die Hochzeit nicht möglich gewesen wäre. Glückstrahlend bedankt sich das Brautpaar bei ihm. Dann Catrins Betreuerin, Karin Grethe, ihr Heimleiter aus dem Gutshof, Peter Steinig, und sieben Pflegekräfte aus den Bereichen des Brautpaares, allen voran ihre Bezugsbetreuerin Sarah Butterbrodt. Draußen vor dem Standesamt erwartet die frisch Vermählten eine Überraschung: Mitarbeiter haben auf ein weißes Bettlaken ein großes rotes Herz gemalt und halten eine Nagelschere bereit, mit der Catrin und Mathias es ausschneiden müssen. Unter großem Hallo und Gelächter gelingt dies schließlich. Das Paar steigt hindurch und besiegelt die Aktion mit einem Kuss. „Es war Liebe auf den ersten Blick“, sagt Catrin, strahlt Mathias an und erzählt, dass es ihr viel viel besser geht, seitdem sie beide zusammen sind: „Kein Ritzen und Sachen schlucken mehr.“ Und auch die Stimmen in ihrem Kopf sind fast verstummt. „Ja, wenn ich sie in den Arm nehme, legt sich ihr Wunsch, sich zu verletzen“, hat Mathias immer wieder erlebt. Schon beim ersten Treffen vor fast einem Jahr war er hingerissen von der aparten, schwarzhaarigen Frau. „Ich war fasziniert. Ihr Charakter, das Aussehen natürlich auch, und dass sie so offen war. Sie hat mir sofort erzählt, was mit ihr los ist“, erinnert sich Mathias. Schnell wurden sie ein Paar, und auch der Heiratsantrag ließ nicht lange auf sich warten. Unter einem Vorwand lockte Mathias sie zu einem Juwelier. „Such dir einen Ring aus. Wir heiraten!“ „Ich bin aus allen Wolken gefallen und hab mich sehr gefreut und sofort ja gesagt. Der Juwelier hat uns gratuliert und uns dann auch noch

Rabatt gegeben“, erinnert sich Catrin und sagt: „Er ist so zärtlich, verständnisvoll und schlägt mich nicht und verbietet mir nichts, und wir können zusammen lachen. Das alles gefällt mir sehr!“ „Wie man Frauen schlagen kann! Da krieg ich sooo nen Hals!“, fällt er ihr empört ins Wort. Für Catrin gehörte das zum Alltag – solange sie denken kann. Ihre Mutter, eine Marokkanerin, arbeitete in Bremen als Prostituierte und hatte ihre kleine Tochter auch bei der Arbeit immer dabei. Das Kind wurde von Freiern misshandelt und geschlagen und musste für die Mutter klauen. Mit sieben Jahren kam sie zum ersten Mal in eine psychiatrische Einrichtung, weil sie sich schwere Verletzungen zufügte. Später wechselte sie zu einer Pflegefamilie nach Delmenhorst. Mit ihren Pflegeeltern telefoniert sie immer noch regelmäßig. Die lieblichen Eltern leben nicht mehr. Seit fast 20 Jahren sind psychiatrische Einrichtungen Catrins Zuhause. Vor 12 Jahren kam sie ins Klinikum Wahrendorff, in einen beschützten Bereich. Warum? „Als ich hörte, dass mein Vater gestorben ist, bin ich aus dem Fenster gesprungen. Er war Seemann und 59 Jahre alt.“ Ruhig und unbeteiligt, so, als ob sie das alles gar nichts angehe, erzählt Catrin von sich und ihrem Leben. „Und hier hab ich mich dann mit heißem Wasser überbrüht und Löffel und Rasierklingen geschluckt. Deshalb wurde ich dauerfixiert.“ Die junge Frau war so besessen von dem Wunsch, sich übelst zu verletzen, dass es keine andere Möglichkeit gab, um sie vor sich selbst zu schützen. „Immer nach vier Wochen haben sie es wieder probiert. Und dann ist wieder was passiert, und ich wurde wieder fixiert.“ Drei Jahre ging dieses furchtbare Spiel. Dann reichte es ihr. Von heute auf morgen stellte sie die Selbstverletzungen ein und gewann nach und nach zunehmend Selbstständigkeit. „Und jetzt ist Mathias da. Er ist kein bisschen nachtragend, auch wenn ich mal explodierte und ihn anschreie und nerv – Rückfälle in die Krankheit“, sagt sie. „Darauf spring ich nicht an. Ich bin ihr ruhender Pol“, erklärt er und erzählt über sich: Geboren in Stralsund und aufgewachsen in Greifswald und Wismar hat er Maurer gelernt. Mit 14 begann er zu trinken, ab 21 dann die ganz harten Sachen. Als er seine Arbeitsstelle verlor, ging richtig die Post ab. Mehrere Entgiftungen brachten nur kurze Besserungen. „Ich musste raus aus der Umgebung dort, sonst hätte ich keine Chance gehabt.“ Seit zwei Jahren lebt Mathias im Klinikum, das erste Jahr beschützt. „Und dann habe ich Catrin kennengelernt. Seitdem bin ich bis auf kleinere Rückfälle trocken. Sie hilft mir, wenn ich Suchtdruck habe und bringt mich auf den richtigen Weg“, sagt er und lächelt seine Frau an. Eine prima Therapie sei für ihn auch die Arbeit. In der Dorff Küche hat er gearbeitet und hatte dort einen klaren Chef. „Der ist leider gegangen. Jetzt such ich was Neues. Bei der Arbeit komm ich nicht auf dumme Gedanken. Aber allzu lange darf ich nicht von Catrin weg sein. Dann vermisst sie mich.“ Nun wollen sie „in guten und schlechten Zeiten“ zusammenhalten, demnächst in ein Doppelzimmer ziehen und sich dann Schritt für Schritt mehr Selbstständigkeit erarbeiten. „An völlige Selbstständigkeit denken wir aber noch nicht. Da müssen wir erst langsam reinwachsen und einiges lernen“, sehen beide ihre Situation realistisch. „Auch wie das mit dem Geld geht, dass es nicht für irgendwelchen Krimskrams ausgegeben wird.“ Aber irgendwem soll es unbedingt in eine eigene Wohnung gehen. „Wir sind sicher, dass wir es schaffen“, sagt Mathias.

Eva Holtz

Nach der standesamtlichen Trauung haben die Pflegekräfte für das Brautpaar eine Überraschung vorbereitet.

Foto: Giesel



Das hat mich zu Tränen gerührt



Im Anschluss an das Konzert: Künstlerinnen und Bewohner im Gespräch.

Foto: Giesel

Barbara Haller, Organisatorin und Konzertbegleiterin von „Live Music Now Hannover e.V.“ (LMN), begrüßt die rund 60 Besucher im Dorff-Gemeinschaftshaus in Köthenwald und erklärt kurz, was es mit LMN und der Yehudi Menuhin Stiftung auf sich hat. Und dann wird auch gleich losgelegt. Sopranistin Sophia Körber eröffnet den Konzernachmittag mit der „Lach-Arie“ aus der „Fledermaus“ von Johann Strauss und reißt – zusammen mit Pianistin Vasilena Atanasova – das Publikum sofort mit. Die Klänge gehen unter die Haut, und es rieselt den Rücken hinunter. Im Duett mit Urszula Drescher erklingen dann Arien aus der Oper „Hänsel und Gretel“ von Engelbert Humperdinck, und wieder macht sich Gänsehautgefühl breit. Abwechselnd erläutern die beiden Sopranistinnen und die Pianistin die Stücke, erzählen ein wenig über die Komponisten und auch über sich selbst. Und das kommt an. Man spürt, mit welcher Freude die Musikerinnen bei der Sache sind, wie sie ihr Bestes geben und wie das Publikum mitgeht. Jeder Vortrag wird mit starkem Applaus belohnt. Da macht es auch nichts, dass zwischendrin mal jemand mitten im Stück aufsteht und kurz den Saal verlässt; dass ein Nachzügler mit vernehmbarem Türenknall eintritt, oder dass Melodien mit gepfiffen werden. Manche Zuschauer wiegen sich im Rhythmus der Musik. Der eine oder andere hält sich auch mal die Ohren zu, wenn die Sängerinnen die volle Kraft ihrer Stimmen entfalten, oder jemand tuschelt kurz mit dem Nachbarn. Die drei Musikerinnen, LMN-Stipendiatinnen, die in Meisterklassen an der Musikhochschule Hannover studieren, lassen sich nicht irritieren. Als Sophia Körber „La vie en rose“ von Edith Piaf ansagt, ruft eine Besucherin: „Oh, das kenn ich, das ist toll!“ Anschließend ermuntert Pianistin Vasilena Atanasova zum Mitsingen: „Die Operette ‚Im weißen Rössl‘ kennen Sie vielleicht auch – und das Stück ‚Es muss was Wunderbares sein‘.“ Das Mitsingen klappt zwar nicht so gut, aber das Abschluss-Stück, „What a wonderful world“ von Louis Armstrong, bei dem sich die beiden Sängerinnen wieder perfekt ergänzen, wird gleich noch einmal gewünscht – als Zugabe. Tosender Applaus erfüllt den Saal, und nach dem Konzert bestürmen einige Zuschauer die Künstlerinnen. Die gebürtige Polin Beata Lerch, die mit Ehemann und Schwiegermutter aus Sehnde gekommen ist, umarmt die ebenfalls aus Polen stammende Sopranistin Urszula Drescher und wird ihre Begeisterung voller Temperament auf Polnisch los. Eine Bewohnerin aus Brandenburg will von der ge-

bürtigen Brandenburgerin Sophia Körber hören, wie sie nach Hannover gekommen ist. Und Ines W., eine andere Bewohnerin, hat noch Tränen in den Augen: „Dass uns hier so was geboten wird, so ein Musikerlebnis! Und das heute am Totensonntag. Das hat mich echt zu Tränen gerührt. Das ist Wahnsinn!“ „bricht es aus ihr heraus.“ „Die Drei waren fantastisch und so natürlich und authentisch! Aus diesem Nachmittag schöpfe ich ganz viel Kraft!“ Auch Brigitte F., regelmäßige Besucherin der LMN-Novemberkonzerte, ist begeistert: „Das hat sich voll gelohnt! Heute war die Musik mal wieder meine Welt. Das war ein anderes Mal nicht ganz so.“ Sehr gut seien die jungen Damen gewesen, tolle Stimmen und hübsch anzuschauen und so nett und freundlich: „Und ich kannte sogar einige Lieder. Das war ein sehr schöner Sonntagnachmittag.“ Das findet auch Rainer B. und lässt sich die Gelegenheit nicht entgehen, sich eingehend mit den Künstlerinnen über Kultur und Gesang, Gott und die Welt zu unterhalten. Für die Musikerinnen sind es diese Kontakte, die solche Konzerte für sie so besonders machen. „Die LMN-Konzerte gehören für mich zu den schönsten Erfahrungen“, sagt die aus Bulgarien stammende Pianistin Vasilena Atanasova, „weil die Atmosphäre und das Publikum so anders ist. Die Menschen sind so offen und so dankbar, und manche weinen sogar. Für sie ist die Musik wie Therapie. Oft erzählen sie uns auch, dass sie sich hinterher viel besser fühlen. So etwas kriegt man nicht in einem normalen Konzertsaal!“ Urszula Drescher nickt: „Ja, man bekommt viel Leid und viele Schmerzen mit. Am Anfang war es für mich sehr, sehr schwer, dann zu singen, weil ich selber manchmal hätte weinen können. Und nach den Konzerten war ich oft traurig. Aber ich wollte den Menschen mit der Musik etwas geben, und es ist sehr schön, zu spüren, dass uns das gelingt.“ Auch Sophia Körber empfindet das so. Sie sagt: „Bei den LMN-Konzerten ist eine ganz andere Nähe zu den Menschen zu spüren. Man gibt sehr viel Energie und Kraft, aber man bekommt ganz, ganz viel zurück.“ Außerdem, so sagen alle drei ein wenig nachdenklich, sei es gut und wichtig, auch einmal eine andere Seite des Lebens zu sehen: „Das kann jedem von uns so ergehen. Es macht einen so dankbar, dass man selbst und unsere Familien das Glück haben gesund zu sein!“

Eva Holtz

Altern in der Fremde

Im voll besetzten Dorff Gemeinschaftshaus waren beim Symposium „Migration & Demenz – Eine demographische Herausforderung für Psychiatrie und Psychotherapie“ viele fremde Sprachen zu hören. Die Veranstalter und Moderatoren, die Leitenden Ärzte, Privatdozentin Dr. Iris Tatjana Graef-Callies und Oliver Rosenthal, räumten in ihrer Begrüßung ein, dass man bei dieser Aufgabe „an seine Grenzen stoße“ – obwohl das Klinikum Wahrendorff mit seinem „Zentrum für Transkulturelle Psychiatrie & Psychotherapie“ und der „Abteilung Seelische Gesundheit im Alter“ als ein Vorreiter auf diesem Gebiet gelten kann. Das attestierte auch Professor Dr. Wieland Machleidt vom „Zentrum Seelische Gesundheit“ der MHH, und er sprach in seinem Referat über den Lebenszyklus von Menschen, deren Geschichte von Migration und Flucht geprägt sind: „Anders als in jungen Jahren sind im Alter die Verluste höher als der Gewinn. Kontinuität, Verlässlichkeit, das Vertraute und Bindungen hinter sich lassen zu müssen, erzeugt große Ängste.“ Prof. Machleidt schilderte die Fälle einiger seiner älteren Patienten, für die in der Regel gelten könne: „Fortgehen ist ein Stück Sterben.“ Nicht selten seien Angststörungen, paranoide Reaktionen und Alkoholismus die Folge. Denn gerade im Alter gebe es die Rückbesinnung, die Sehnsucht „zurück zu den Wurzeln“. Wer jedoch in jungen Jahren Migration und Integration erfolgreich bewältigt habe, so seine Beobachtung, „der schaffte auch das Altern in der Fremde.“ Professor Dr. Friedel M. Reischies, Ärztlicher Direktor der Berliner Friedrich von Bodelschwingh-Klinik und Professor für Psychiatrie an der Charité Berlin, der

seine medizinische Laufbahn im Klinikum Wahrendorff startete, beschrieb zunächst, was unter Demenz zu verstehen ist: „Man vergisst, was man vergisst.“ Alltäglichkeiten ebenso wie ganze Episoden, Verhaltensweisen und Fähigkeiten. „Um Demenz zu diagnostizieren ist man sehr auf die Sprache angewiesen. Das ist bei Patienten aus anderen Kulturkreisen häufig eine enorm große Hürde.“ Ein sicherer Hinweis sei jedoch: „Es werden geliebte Hobbys aufgegeben.“ Seit 2005 gebe es Untersuchungen von Demenz bei Migranten und in Berlin inzwischen auch spezielle Wohngemeinschaften für Patienten aus anderen Kulturkreisen. „Anhand von Fähigkeitsverlusten lässt sich bei ihnen am sichersten feststellen, ob eine Demenz vorliegt und welchen Grades sie ist. Dabei ist man aber sehr auf die Hilfe der Familie angewiesen“, so Prof. Reischies. „Ist Demenz kulturell geprägt? Ist die eines Koreaners die gleiche wie die eines Russlandsdeutschen oder eines Türken?“, stellte Professor Dr. Dr. Reimer Gronemeyer vom Institut für Soziologie an der Justus-Liebig-Universität Gießen, die interessante Frage und gab gleich selbst die Antwort: „Ich glaube, das kann keiner beurteilen.“ Seit 20 Jahren beschäftige er sich mit dem Thema „Demenz“ und wisse immer weniger, was das sei. „Ich finde, wir machen es uns mit der Diagnose ‚demenzkrank‘ zu leicht.“ Jede Zeit bringe die Leiden und Krankheiten hervor, die zu ihr passen. „Demenz passt zu uns wie Pott auf Deckel und hat auch mit unserem Lebensstil zu tun.“ Und: „Wir müssen über die soziale Seite des Phänomens als gesellschaftliche Frage nachdenken!“, forderte Prof. Gronemeyer und berichtete von einem von der Robert Bosch Stiftung geförderten Projekt, bei dem Interviews mit demenzkranken Russlandsdeutschen und Menschen mit türkischen Wurzeln geführt werden. „Das ist ergreifend, wie lebendig, noch nicht entkörperlicht die Sprache ist: Schmerz, Sorge, Trauer und Verwirrtheit aber auch Heiterkeit werden deutlich.“ Überrascht habe ihn auch die Reaktion der Angehörigen: Erst mit der medizinischen Diagnose „Demenz“ habe sich für sie das Gefühl der Belastung oder Überlastung eingestellt. Insgesamt, so fasste er zusammen, seien im Laufe der Untersuchung mehr Fragen als Antworten aufgetaucht: „Wir brauchen mehr Wissen. Deshalb ist es sehr dankenswert, dass es heute diese Veranstaltung gibt.“ Dr. Umut Altunöz, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie im Klinikum Wahrendorff berichtete aus der Spezialsprechstunde „Migration & Demenz“ im Rahmen des Projektes „Lokale Allianzen für Menschen mit Demenz“. Seine Erfahrung: „In türkischstämmigen Familien ist es oftmals schlecht angesehen, wenn Kinder ihre Eltern in ein Pflegeheim geben. Deshalb pflegen viele Menschen der sogenannten zweiten Generation ihre Eltern zu Hause – und zwar zu lasten des eigenen Privatlebens.“ Der Psychiater, der selbst türkische Wurzeln hat, betonte, wie wichtig es sei, nicht nur eine muttersprachliche Sprechstunde für Patienten sondern auch Angehörigen-Gruppen anzubieten. „Das kann eine Entlastung für sie sein.“ Sowohl die Sprechstunde als auch die Angehörigen-Gruppen könnten als Vorbild für Angebote in anderen Sprachen dienen: „Auch syrische und afghanische Flüchtlinge werden irgendwann alt.“

Eva Holtz

Referenten und Organisatoren des Symposiums.

Foto: Giesel



14. Mitgliederversammlung, ein Thema: Resilienz 2.0

Es war bereits in der Einladung angekündigt: Die Wahl zu dem im vergangenen Jahr neu gewählten Vorstand musste aus formellen Gründen wiederholt werden. Von Seiten des Vereinsregisters war moniert worden, dass die Wahl als Blockwahl durchgeführt worden ist. Jedes Vorstandsmitglied hätte einzeln gewählt werden müssen, hieß es. Dies wurde nun in der 14. Mitgliederversammlung nachgeholt. Unter Top 8 wurden – und zwar jeweils einstimmig – gewählt: Herbert Flecken als Vorsitzender, Prof. Dr. Rosemarie Kerkow-Weil als seine Stellvertreterin, Camill Freiherr von Dungen als Kassenwart und Prof. Dr. Annette Probst als Schriftführerin. Neu in den Vorstand kam Peter Löschner als Pressewart. Alle Gewählten nahmen ihr Amt an und sagten, dass sie sich auf eine fruchtbare Arbeit für den Verein der Freunde freuten. Was die Wahren Dorff Freunde im abgelaufenen Jahr initiiert und unterstützt hatten, war von Herbert Flecken, dem Vorsitzenden, in seinem Bericht zuvor eindrucksvoll dargelegt worden: „2016 wurden die Stammtische der Freunde ins Leben gerufen und erfreuen sich vor allem auch wegen der interessanten Vorträge großer Beliebtheit.“ Er lobte die hervorragende Unterstützung des Freundeskreises durch „hochengagierte“ Mitarbeiter des Klinikums. Gemeinsam mit der Belegschaft gäbe es so wunderbare, bestens besuchte Veranstaltungen wie den Weihnachts- und Ostermarkt, die Jazz-Sonntage im September und vieles mehr. „Das zeigt: Das Klinikum ist Bestandteil des Ortes und keine abgekapselte Einrichtung“, so Flecken. Er verwies auch darauf, dass bereits ein breites Spektrum an psychiatrischen und medizinischen Projekten gefördert worden sei, man derzeit allerdings weitere Anregungen und Ideen gebrauchen könne: „Wir sind offen für Vorschläge und gute Projekte!“ Über ein aktuelles Förderprojekt der Wahren Dorff Freunde, „Resilienz 2.0“, ein Thema, das inzwischen weltweit Psychologen und Psychiater beschäftigt, berichtete die M.Sc. Psychologin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin des Klinikums, Julia Krieger: „Was trägt zur Stabilisierung (Resilienz) bei? Warum und wie schafft es ein Bewohner, in ein selbstbestimmtes Leben zurückzukehren, aber ein anderer nicht? Wie können wir die Erkenntnisse erfolgreicher Bewohner für die übrigen nutzen?“ Phase I, die Befragung vieler Bewohner und Mitarbeiter, sei bereits abgeschlossen, so die Psychologin. Nun habe Phase II begonnen, in der abseggene Bewohner bis Dezember 2020 begleitet werden. Julia Krieger berichtete von ersten Ergebnissen der Befragungen: „Behörden, Gesetze und die Gesellschaft werden überwiegend negativ erlebt und sind der Genesung nicht förderlich. Eines der größten Probleme: eine Wohnung zu finden. Doch was sagen betroffene Menschen selbst, was sich ändern muss?“ Das lässt sich im Klinikum Wahrendorff mit derzeit 1.030 Bewohnern recht gut untersuchen, war man sich im Kreise der Freunde einig.

eva

v. l.: Herbert Flecken, Peter Löschner, Prof. Dr. Annette Probst, Prof. Dr. Rosemarie Kerkow-Weil, Camill Freiherr von Dungen.

Foto: Giesel

